

Soziale Berufe im Umbruch

Rauschenbach, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rauschenbach, T. (1994). Soziale Berufe im Umbruch. In *Soziale Gerechtigkeit: Lebensbewältigung in der Konkurrenzgesellschaft. Verhandlungen des 1. Bundeskongresses Soziale Arbeit* (S. 35-46). Bielefeld: KT-Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56044>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

4. Thomas Rauschenbach **Soziale Berufe im Umbruch**

Nahezu zeitgleich mit dem Beginn eines neuen Kapitels deutscher Geschichtsschreibung zu Beginn des letzten Jahrzehnts in diesem so wechselvollen Jahrhundert kündigt sich auch für die Soziale Arbeit und die sozialen Berufe eine neue Epoche an. Hat die rund hundertjährige Entwicklungs- und Etablierungsgeschichte der Sozialpädagogik/Sozialarbeit in punkto Personal und Fachlichkeit eine so nachhaltige quantitative Expansion und ebenso unübersehbare qualitative Veränderungen mit sich gebracht, daß man - aus dieser Sicht - folgerichtig das 20. Jahrhundert als ein »sozialpädagogisches Jahrhundert« bezeichnen kann (Rauschenbach 1992a; Thiersch 1992), so steht die Soziale Arbeit nicht zuletzt aufgrund ihres eigenen Wachstums vor neuen Herausforderungen. Es deutet sich also erneut ein Umbruch für die sozialen Berufe an, den ich im folgenden skizzieren will.

1. Die quantitative Erfolgsbilanz der sozialen Berufe

»Gäbe es eine Hitliste der Berufe, die Sozialpädagogen zählten zu der Spitzengruppe: Jahr für Jahr wächst die Zahl der Beschäftigten um etliche tausend« (MatAB 3/90, S. 2). Mit diesen Worten beginnt eine Präsentation des sozialpädagogischen Berufsfeldes durch die Bundesanstalt für Arbeit im Jahre 1990. Und das nicht ohne Grund. Denn so langsam dürfte es sich nicht nur dort herum gesprochen haben, daß die sozialen Berufe trotz aller Berufseinschneidungsschwierigkeiten im letzten Jahrzehnt sich in einem außergewöhnlichen Umfang und in rascher Geschwindigkeit vermehrt haben. Diese Erfolgsbilanz wird nur noch einmal stichwortartig anhand drei zentraler Befunde in Erinnerung gerufen (Rauschenbach 1992a):

Erstens: Anfang der 90er Jahre waren im alten Bundesgebiet - auf das sich das nachfolgende empirische Datenmaterial ausschließlich bezieht - im Bereich der sozialen Berufe, also nicht nur der SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen der Fachhochschulen, rund 500.000 Personen erwerbstätig. Und inzwischen dürften es bereits über 550.000 sein, zu denen noch die Gruppe der »geringfügig Beschäftigten« hinzugerechnet werden muß (nur zum Vergleich: Die deutsche Automobilindustrie beschäftigt derzeit rund 750.000 Personen). Hinter dieser Zahl von mehr als einer halben Million erwerbstätiger Personen in sozialen Berufen verbirgt sich unterdessen zum einen der erstaunliche Befund eines Anstieges von sozusagen 0 auf 100 in einem Zeitraum von nicht einmal 80 Jahren, der erklärbar macht, warum in diesem Jahrhundert in Deutschland die sozialen Berufe vermutlich als die Aufstiegsberufe schlechthin bezeichnet werden müssen. Dahinter verbirgt sich aber zum anderen zugleich ein noch weitaus größerer und folgenreicherer Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung und Umwälzung, der darin zum Ausdruck kommt, daß die Ex-Bundesrepublik rund 2,5 Mio. Erwerbstätige zusammen in sämtlichen Sozial-, Bildungs- und Gesundheitsberufen in die deutsch-deutsche Sozialunion mit eingebracht hat, eine Größenordnung, die aussagt, daß immerhin rund 10% aller Erwerbstätigen inzwischen in personenbezogenen sozialen Diensten beschäftigt sind. Allein dies ist ein Anhaltspunkt für das Ausmaß eines sich grundlegend und nachhaltig umgestaltenden Wohlfahrtsstaates.

Zweitens: Daß dieser Umgestaltungsprozeß vor allem ein Produkt der 70er und 80er Jahre ist, läßt sich unschwer an der Dramaturgie des Aufstiegs ablesen: Wurden 1970 gut 150.000 Personen in sozialen Berufen gezählt, so heißt das mit Blick auf die aktuellen Werte, daß von

den gegenwärtig mehr als 550.000 Beschäftigungsverhältnissen drei von vier, also fast 75%, erst nach 1970 dazu gekommen sind. Erst heute, Anfang der 90er Jahre, im Horizont dieser Expansion und Ausdifferenzierung macht es einen Sinn - nicht zuletzt auch im Lichte der neuen Bundesländer -, über Formen, Wege und Inhalte einer sozialpädagogischen Professionalität und Fachlichkeit sowie über die Notwendigkeit einer neuen Qualifizierungsoffensive in der Sozialen Arbeit erneut, diesmal aber auf einer besseren Wissensbasis, mit weniger ideologischem Ballast und in einer nicht so hektischen Atmosphäre nachzudenken. Und allein die nunmehr erreichte Größe macht es unabdingbar, zum Thema Entwicklung und Wandel der Personalstruktur in der Sozialen Arbeit in eine neue Runde einer bildungs-, sozial- und arbeitsmarktpolitischen Debatte einzutreten.

Drittens: Die eigentliche aktuelle Dramatik der Ereignisse auf dem Arbeitsmarkt für soziale Berufe liegt vor allem darin, daß gerade die Zuwachsraten der allerletzten Jahre eine weitere Beschleunigung des langfristigen Trends insoweit signalisieren, als sich die jährlichen Zuwachsraten seit 1989 im Schnitt und im Vergleich zu den 80er Jahren rund verdoppelt haben. War bis Mitte der 80er Jahre ein Zuwachs von durchschnittlich etwas mehr als 13.000 Personen pro Jahr feststellbar, so erhöhte sich dieser Wert in den allerletzten Jahren seit 1988 auf rund 27.000 neue Beschäftigungsverhältnisse binnen Jahresfrist. Und es gibt vorerst noch keine Anzeichen dafür, daß diese Entwicklung kurzfristig und abrupt gestoppt würde.

Nicht zuletzt diese Entwicklung beschleunigt den Prozeß eines nachhaltigen Rückgangs des allzu lang und allzu dicht gefüllten Reservoirs an arbeitslos gemeldeten Personen in sozialen Berufen. Dies zeigt sich zum einen daran, daß die amtliche Zahl der Nürnberger Bundesanstalt seit dem Gipfelwert im Jahre 1988 von damals über 53.000 Arbeitslosen in nur 3 Jahren um 25% auf zuletzt unter 40.000 Personen gesunken ist. Weitaus brisanter ist jedoch zum anderen der hinter dieser Entwicklung verborgene Trend, daß sich innerhalb dieser pauschalen Gesamtzahl arbeitslos gemeldeter Personen in sozialen Berufen der Anteil der 'gar nicht' oder nur 'geringfügig qualifizierten Personen' von 22% im Jahre 1980 auf immerhin 47% im Jahre 1991 erhöht hat. Mit anderen Worten: Fast jede zweite arbeitslos gemeldete Person in sozialen Berufen verfügt derzeit über keine oder nur eine geringfügige Qualifikation. Und das heißt im Umkehrschluß nichts anderes, als daß das Reservoir an qualifizierten Fachkräften, also ErzieherInnen, AltenpflegerInnen, SozialarbeiterInnen und diplomierten SozialpädagogInnen der Fachhochschulen und Universitäten offenbar schon weitaus stärker geleert ist, als es in der Gesamtarbeitslosenzahl von rund 40.000 Personen zum Ausdruck kommt.

In einem Zahlenvergleich: Standen Mitte der 80er Jahre 100 Erwerbstätigen in sozialen Berufen rund 11 arbeitslos gemeldete sozialpädagogische Fachkräfte gegenüber, so waren dies 1991 nur noch etwa 4 - ein Größenverhältnis, das zumindest in den letzten 15 Jahren nie erreicht worden ist. So gesehen stehen wir offenbar kurz vor einem völligen Umkippen des Arbeitsmarktes. Mußten sich die Beschäftigten in der Vergangenheit im Angesicht des personellen Überangebotes vielfach dem Diktat der Arbeitgeber und Einrichtungen mehr oder minder notgedrungen unterwerfen, so könnten sich die Vorzeichen nunmehr umkehren: Die Anstellungsträger müssen wieder um ihr Personal werben, müssen sozusagen erneut ein existenzielles Eigeninteresse an einer Attraktivitätssteigerung von Ausbildung und Arbeitsmarkt für soziale Berufe entwickeln, um den mittelfristigen Personalbedarf sicherstellen zu können.

2. Verwissenschaftlichung als qualitativer Umbau der Sozialen Arbeit

Der nachhaltig strukturelle Umbruch, der Anfang der 70er Jahre für die Soziale Arbeit auf breiter Ebene und mit damals unübersehbaren Folgen unwiderruflich in Gang gesetzt worden ist, war der Beginn einer Epoche der Verfachlichung und der Professionalisierung des Personals sowie einer Verwissenschaftlichung der Auseinandersetzung mit sozialen Problemen und ihrer institutionellen Bearbeitung. Durch die Etablierung der Sozialen Arbeit im Hochschulsystem, im Rahmen der Einführung von Diplomstudiengängen an Fachhochschulen und Universitäten, wurde für die Soziale Arbeit eine folgenreiche Entwicklung in Gang gesetzt. Die Soziale Arbeit hat allerdings vorerst nur ein unterentwickeltes Bewußtsein davon erlangt, welche grundsätzliche Bedeutung dieser Zäsur für ihre gesamte Entwicklung zukommt. Drei der wichtigsten Faktoren, weil erst sie die Konsequenzen für die heutige Lage sichtbar machen, sind zu benennen:

Erstens: Mit der Einführung wissenschaftlicher Studiengänge, die laufbahnrechtlich auch den Zugang zum höheren Dienst eröffnen, steht der Sozialen Arbeit erstmals in ihrer Geschichte auf breiter Front die Möglichkeit offen, innerhalb der beruflichen Hierarchie in den pädagogischen und sozialen Diensten auch die Leitungs- und Stabsstellen mit sogenanntem »hochqualifiziertem« und zugleich fachlich einschlägigem Personal zu besetzen. Eine Möglichkeit, wie sie zwar schon in den 20er Jahren von Alice Salomon gefordert worden war, wie sie aber bis in die 70er Jahre hinein so nicht existierte und infolgedessen dazu führte, daß statt dessen permanent fachfremde Führungskräfte, also Theologen, Juristen, Verwaltungsfachkräfte, Psychologen, Lehrer oder andere Akademikergruppen an der Spitze der sozialen Dienste standen. Auch wenn das KJHG diesem Punkt nach wie vor nicht klar genug Rechnung trägt, so dürfte allein das zahlenmäßige Anwachsen des wissenschaftlich ausgebildeten sozialpädagogischen Personals über kurz oder lang zu einer Verstärkung dieser fachlich autonomen Selbstrekrutierung in der sozialpädagogischen Praxis führen.

Zweitens: Ein ganz ähnliches Strukturproblem zeigt sich mit Blick auf die personelle Entwicklung auch innerhalb der sozialpädagogischen Hochschulausbildungen. Auch hier fehlt bis heute eine anerkannte und eigenständige Selbstrekrutierung, auch hier ist es bislang nicht befriedigend gelungen, daß sich die Soziale Arbeit autonom und eigenständig personell erneuern kann. War es zu Beginn des Aufbaus wissenschaftlicher Studiengänge noch ganz unvermeidlich, zunächst auf Personal aus den wissenschaftlichen Nachbardisziplinen zurückzugreifen, so verfestigen sich die damit eingehandelten Probleme einer fachlichen Identitätsdiffusion im Laufe der Zeit erheblich und lassen die Frage einer fachlichen Autonomie zu einem dauerhaften Strukturproblem werden. In einer distanziert souveränen Argumentation und mit einer weitsichtig angelegten Perspektive formuliert der Jurist Hans F. Zacher, seines Zeichens Präsident des Max-Planck-Institutes für ausländisches und internationales Sozialrecht in München, als Außenstehender in einem lesenswerten Artikel die damit verbundene Problematik (Zacher 1992).

So schreibt er: »Diejenigen, die an Fachhochschulen für das Sozialwesen lehren« - und ich füge hinzu, ähnliches galt in der Vergangenheit für die Sozialpädagogik/Sozialarbeit an den Universitäten - »bezogen ihre wissenschaftliche Ausbildung und Qualifikation nur zu einem Teil von solchen Universitäten. ... Oft, zu oft sind sie in anderen Disziplinen ausgebildet: als Soziologen, Politologen, Juristen, Philosophen. Wer an der Fachhochschule Betriebswirtschaft oder Ingenieurwissenschaften studiert hat, kann - mit welchen Hürden auch immer - sein wissenschaftliches Studium an der Universität fortsetzen, in seinem Fach dort promovieren

ren und habilitieren. Wer auf einer Fachhochschule für Sozialwesen studiert hat, muß, um das gleiche zu tun, in der Regel das Fach wechseln: Soziologe, Politologe, Ökonom, Jurist, Philosoph, Theologe oder sonst etwas werden. Die wohlfahrtsstaatliche Verlegenheit auf dem Gebiet der sozialen Dienste setzt sich bis in die Verweigerung der vollen wissenschaftlichen Emanzipation des Faches hinein fort« (ebd., S. 181). Ich denke, hier wird deutlich, daß die Soziale Arbeit um ihrer eigenen Stabilität willen in diesem Punkt einen dringenden Handlungsbedarf hat, der weder durch eine »heimatlose Interdisziplinarität« noch durch eine - zumindest bislang - mehr geforderte als realisierte »Sozialarbeitswissenschaft« erreicht werden kann.

Drittens: Mit der Einführung von Studiengängen und ihrer personellen Ausstattung an Fachhochschulen, insbesondere aber an den Universitäten, wurde nicht nur ein statusmäßiger Aufstieg für nunmehr hochschulausgebildete Fachkräfte in Gang gesetzt, sondern auch ein prinzipiell neues Instrument geschaffen: die institutionalisierte (Dauer-)Beobachtung der Sozialen Arbeit als Praxis. Mit der Verortung im Wissenschaftssystem wurde der Sozialen Arbeit erstmals in ihrer Geschichte die gesellschaftlich legitimierte Möglichkeit eröffnet, mittels theoretischer Reflexion und empirischer Forschung über ein Beobachtungsinstrument ein fachspezifisches Wissen zu erzeugen, zu systematisieren und zu verbreiten, mit dem Entwicklungen endlich auch träger-, arbeitsfeld- und problemübergreifend ins Blickfeld gerückt werden konnten. Für die Soziale Arbeit wurde damit so etwas wie ein eigenständiges wissenschaftliches Expertensystem ins Leben gerufen, mit dessen Hilfe das sich permanent ausweitende und ausdifferenzierende praktische Expertensystem Sozialer Arbeit zu einem zentralen Gegenstand der wissenschaftlichen Auseinandersetzung gemacht werden konnte.

Die Bedeutung dieses neuen, in modernen Gesellschaften unverzichtbaren Instrumentes zur eigenen Weiterentwicklung, das für Medizin, Theologie und Recht ebenso selbstverständlich ist wie für Chemie, Physik oder Psychologie, wurde allerdings in der Sozialen Arbeit bis heute systematisch unterschätzt. Man kann sogar so weit gehen und sagen, daß diese neue Möglichkeit der unabhängigen, wissensbasierten und rationalen Beobachtung in der Sozialen Arbeit und den sie repräsentierenden Institutionen zumeist mehr als Bedrohung und weniger als Chance und Gewinn, also als eine lebenswichtige, legitimierende, orientierende, aber auch korrigierende Informationsquelle betrachtet worden ist für wohlfahrtsstaatliche Institutionen, die unter einem tagtäglichen Handlungsdruck stehen.

Hierzu nochmals Zacher. Ihmzufolge kann die Errichtung von Fachhochschulen allein nicht genügen, um »das Defizit an Wissenschaft ... auf dem Gebiet der dienstleistenden und pädagogischen Intervention zu überwinden. Der nächste Schritt der Entwicklung muß gerade dieses Defizit angehen. Er muß zu mehr wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiet des Sozialwesens und zu einer forschungstragenden Lehre führen. Der gegenwärtige Zustand bedingt schädliche Nachteile. Soziale Prozesse vollziehen sich in vielfältiger Auseinandersetzung von Interessen und Meinungen, Erfahrungen und Erkenntnissen. Wo immer aus diesem Prozeß eine Stimme ausgeschaltet bleibt, vergrößert das die Gefahr, daß das Richtige verfehlt wird. Das gilt auch und gerade, wenn die Stimme qualifizierter, unabhängiger Forschung fehlt. Diese Gefahr ist auf dem Gebiet des Sozialwesens ganz offensichtlich - so sehr sie im öffentlichen Bewußtsein auch verdrängt wird« (Zacher 1992, S. 179 f.).

Was hier von einem außenstehenden Juristen zum Ausdruck gebracht wird, ist die letztlich ausweglose Falle, in die sich die Soziale Arbeit freiwillig manövriert, solange sie gleichsam von selbst auf das Konzept und den derzeitigen »Typus Fachhochschule« als einzigem oder zentralem Ort wissenschaftlicher Sozialer Arbeit beharrt - ohne daß damit zugleich eine durchsetzbare Perspektive einer autonomen, voll anerkannten und sich selbst reproduzierenden

den Wissenschaftsdisziplin auf diesem Niveau verbunden ist. Zugespißt formuliert heißt das: Die Soziale Arbeit verzichtet bislang ohne fachimmanent überzeugende Begründungen darauf, mit Nachdruck und Vehemenz die volle Integration in das Wissenschaftssystem sowie die umfassende Anerkennung als eine normale, eigenständige Wissenschaft zu fordern. Und sie beraubt sich somit letztlich selbst der Möglichkeit einer nach wie vor fehlenden gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Anerkennung als eigenständiges qualifiziertes Fach.

Zusammengefaßt: Die fachlich einschlägige Besetzung bis in die Führungspositionen pädagogischer und sozialer Dienste hinein, die fachinterne Erneuerungsmöglichkeit des Personals an sozialpädagogischen Ausbildungsstätten sowie der Auf- und Ausbau eines differenzierten wissenschaftlichen Beobachtungssystems für die sozialpädagogische Praxis: alle drei Punkte sind erst mit dem Eintritt der Sozialen Arbeit in die Wissenschaft und in die Hochschulen in die Nähe des Möglichen gerückt - allerdings ohne bislang konsequent umgesetzt worden, zumindest aber eine gemeinsame fachliche Forderung zu sein.

Daß derartige Überlegungen letzten Endes erhebliche praktische »Nebenwirkungen« haben, wird spätestens dann sichtbar, wenn man sich den Wandel der Personalstruktur in der praktischen Sozialen Arbeit vor Augen führt.

3. Verfachlichung und Professionalisierung der Jugendhilfe

Die Jugendhilfe ist nicht nur der größte, sondern auch der empirisch am besten dokumentierbare Teilbereich der Sozialen Arbeit. An ihm lassen sich auf der Basis der Jugendhilfepersonalstatistik die Veränderungen seit den 70er Jahren vergleichsweise gut ablesen, zumal zwischenzeitlich die Daten für den Stichtag 31.12.1990 vorgelegt worden sind, allerdings immer noch ohne die neuen Bundesländer.

Erstens: Noch Mitte der 70er Jahre konnte man reihenweise Studien finden, die der Jugendhilfe und Sozialen Arbeit gütig lächelnd bescheinigten, daß es sich hierbei um ein Arbeitsfeld handelt, in dem eine diffuse Gruppe von Personen ohne berufliche Ausbildung oder zumindest ohne fachspezifische berufliche Ausbildung tätig waren. Und hierfür gab es auch durchaus ernstzunehmende Argumente und Belege. Aufschlußreich ist infolgedessen, wie sich durch die oben gezeigte enorme Ausweitung des Personals seit Anfang der 70er Jahre und durch den damals in Gang gesetzten Umbruch in der Ausbildungsstruktur die Situation in diesem Punkt entwickelt hat.

Und hierbei zeigt sich, daß einerseits die Zahl der Personen mit einer beruflichen Ausbildung in der Jugendhilfe zwischen 1974 und 1990 von 72% auf 83% gestiegen ist, so daß man der Tendenz nach von einer Verberuflichung der Jugendhilfe sprechen kann. Das heißt umgekehrt, daß die Gruppe der Personen ohne Ausbildung in diesen 16 Jahren von 19% auf 10% zurückgegangen ist, sich also fast halbiert hat.

Dieser eindeutige Trend einer Abnahme nicht-ausgebildeter Personen in der Jugendhilfe wird zudem dadurch verstärkt, daß im gleichen Zeitraum die Zahl des fachlich einschlägig qualifizierten Personals, d.h. der »sozialpädagogischen Fachkräfte«, noch ungleich deutlicher gestiegen ist: von ehemals 46% auf zuletzt rund 62%. Dies allein kann als ein deutlicher Beleg für eine breite Verfachlichung der Sozialen Arbeit gelten, der zur Folge hat, daß von einer

diffusen, qualifikationsarmen Personalstruktur, in der sich alle möglichen Berufsgruppen konturenlos tummeln, vorerst und in den alten Bundesländern nicht mehr die Rede sein kann wobei sich allerdings in den neuen Ländern die Wiederholung dieses »60er-Jahre-Effektes« abzeichnet; Rauschenbach 1992c.

Zweitens: Aus den im vorigen Abschnitt gemachten Ausführungen stellt sich die Frage, wie die Einführung fachlich einschlägiger Ausbildungen an Fachhochschulen und Universitäten sich bislang auf die Jugendhilfe ausgewirkt hat. Dabei fällt zunächst auf, daß die Akademikerquote, also die Zahl der Beschäftigten mit irgendeinem Hochschulabschluß, sich in der Jugendhilfe von 12% auf 16% erhöht hat. Auch wenn dies insgesamt noch kein sehr hoher Anteil ist, weshalb wir für die Jugendhilfe insgesamt - etwa im Vergleich zur Schule - nach wie vor von einem akademikerschwachen Teilarbeitsmarkt sprechen müssen, so läßt sich dennoch eine vorerst stetige Zunahme und somit ein leichter Trend zur Akademisierung festhalten der in vielen Feldern der Jugendhilfe zudem auch deutlich höher liegt.

Ähnliches gilt, wenn man den Blick auf die Gruppe der fachlich einschlägigen AkademikerInnen, also der »diplomierten SozialpädagogInnen« richtet, das sind ausgebildete SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen der Fachhochschulen und Universitäten. Und dabei zeigt sich zweierlei: Erstens, daß der Anteil dieser sozialpädagogischen AkademikerInnen an der Gesamtzahl aller AkademikerInnen in der Jugendhilfe deutlich und stetig von 62% auf 74% gestiegen ist, daß also nunmehr - und dies unterstreicht noch einmal die zunehmende »sozialpädagogische Ordnung« der Jugendhilfe - drei von vier akademisch ausgebildeten MitarbeiterInnen eine sozialpädagogische Hochschulausbildung durchlaufen haben. Und zweitens wird erkennbar, daß diese Zahl der sozialpädagogischen AkademikerInnen im Verhältnis zu den sozialpädagogischen Fachkräften ohne Hochschulausbildung - das sind im wesentlichen ErzieherInnen - sich in der Jugendhilfe insgesamt bis 1986 auf über 19% erhöht hat (seither jedoch stagniert). Allerdings liegt der Anteil in fast allen Arbeitsfeldern tatsächlich deutlich höher: In der Heimerziehung bei 31%, in der Jugendarbeit bei 67%, in den Beratungsstellen bei 84% und im Jugendamt gar bei 95%, der daran gemessen geringe Durchschnittswert kommt durch den Bereich der Kindertageseinrichtungen zustande. Dies sind alles Größenordnungen, die es erlauben, wenigstens äußerlich und formal von einem Prozeß einer anhaltenden Professionalisierung zu sprechen - zumindest solange man der Annahme folgt, daß eine längere, anspruchsvollere, staturhöhere und umfangreichere Qualifikation an einer Fachhochschule oder Universität auch einen Zuwachs an Fachlichkeit und Kompetenz mit sich bringt.

Die hier abgekürzt und pauschal vorgetragenen Befunde machen deutlich, daß in den letzten 20 Jahren auch qualitativ eine deutliche Bewegung in die Soziale Arbeit und sozialen Berufe gekommen ist. Die Soziale Arbeit hat nunmehr eine quantitative Größe ihres Personals und eine qualitative Steigerung in punkto Fachlichkeit erreicht, die - gemessen an ihren Ausgangswerten und Rahmenbedingungen - beachtlich ist. Über alle finanziellen Klippen und politischen Hindernisse hinweg hat sich Soziale Arbeit offenkundig zu einem eigenständigen Arbeitsmarkt und zu einem gesellschaftlichen Teilbereich entwickelt. Zu einem gesellschaftlichen Teilbereich allerdings, der einerseits immer noch nicht jene Autonomie für sich beanspruchen kann, die für eine fachlich qualifizierte und professionelle Gestaltung des Aufgabenbereiches notwendig ist, und der andererseits in seiner Größe und Bedeutung in der Öffentlichkeit, aber auch fachintern vorerst immer noch nicht richtig sichtbar, sozusagen als eigenständig lebensfähiges Sozialwesen erkennbar und akzeptierbar wird.

Trotz, oder besser: gerade wegen dieser gewachsenen Größe kann die Soziale Arbeit jedoch nicht mehr selbstverständlich davon ausgehen, daß das Prinzip des »Immer-weiter-so« auch künftig funktioniert. Dazu sind die Erwerbstätigen in den sozialen Berufen zu viele geworden. Gewissermaßen im Schatten von Bildungswesen, Gesundheitswesen und Sozialpolitik aufgewachsen und erwachsen geworden, wird das Sozialwesen, werden Sozialpädagogik und Sozialarbeit künftig verstärkt die eigene Qualität, ihr Profil und ihre Kompetenz dokumentieren und die Unabweislichkeit ihrer Größe legitimieren müssen. In diesem Zusammenhang sollen abschließend wenigstens cursorisch einige mögliche Bruchstellen benannt werden.

4. Zur Zukunft der Sozialen Berufe und der Sozialen Arbeit

Soziale Berufe stehen in ihrer jüngeren Geschichte zum zweiten Mal nach Anfang der 70er Jahre vor einem Umbruch, an der Schwelle in eine neue Epoche. Die Ausgangsbedingungen hierfür habe ich zu zeigen versucht. Ich will hier nur auf zwei sich daraus entwickelnde und sich abzeichnende Herausforderungen verweisen: 1. das quantitative Dilemma eines drohenden Fachkraftmangels, 2. die qualitative Notwendigkeit einer Strukturreform der Sozialen Arbeit.

1. Zunächst zum Dilemma eines drohenden Fachkraftmangels (Rauschenbach 1993). Wie also kann, so lautet die erste Frage, auch künftig bei einem weiter steigenden Stellenvolumen in den sozialen Berufen eine genügend große Anzahl an Fachkräften sichergestellt werden? Auf diesen wichtigen Punkt wird derzeit eher mit Hilflosigkeit reagiert. So wird der drohende oder bereits offenkundige Fachkraftmangel vor allem als Legitimationsfolie für eine angeblich unumgängliche, großzügige Absenkung der fachlichen und qualifikationsbezogenen Standards herangezogen, da anderweitig, so die Argumentation, keine Möglichkeiten bestünden, den drohenden Fachkraftmangel aufzufangen.

Demgegenüber muß jedoch mit Nachdruck darauf insistiert werden, daß wir in der bundesdeutschen Sozialen Arbeit nicht über zu wenige ausgebildete Fachkräfte verfügen, sondern einzig und allein über aktuell zu wenig erwerbstätige Fachkräfte. Im Klartext: Rein rechnerisch existiert in Deutschland ein immens großes Reservoir ausgebildeter, aber derzeit nicht in der Sozialen Arbeit berufstätiger Fachkräfte. So können wir gegenwärtig nicht einmal mit Sicherheit davon ausgehen, daß auch nur jede zweite ausgebildete sozialpädagogische Fachkraft aktuell erwerbstätig ist.

Dies ist angesichts der Tatsache eines Frauenberufes mit traditionell höherer beruflicher Diskontinuität, mit einer Fluktuation und einer damit einhergehenden kürzeren Verweildauer in den einzelnen Arbeitsverhältnissen sowie den traditionell schlechteren Berufsbedingungen in den sozialen Berufen ein nicht unbedingt überraschender Befund. Dennoch heißt dies zunächst einmal, daß nicht - wie in anderen Berufen - zu wenige Menschen an einer Qualifizierung in diesem Bereich interessiert sind, sondern daß sie - aus welchen Gründen auch

immer - gar nicht oder zumindest zu kurz im Bereich der sozialen Berufe erwerbstätig werden. Es kommt somit in Zukunft entscheidend darauf an, zuallererst einmal die Attraktivität einer Erwerbstätigkeit in sozialen Berufen so zu verbessern, daß sowohl die berufliche Verweildauer für die qualifizierten Fachkräfte als auch die Bereitschaft zum Wiedereinstieg in den Beruf signifikant gesteigert werden. Und dies ist eine qualitativ andere Antwort als die inflationäre Ausweitung von »Crash-Kursen« zum Billigtarif.

2. Und schließlich zur Notwendigkeit einer organisatorischen und inhaltlichen Strukturreform (Rauschenbach 1992b). Wenn ich die Entwicklung der Jugendhilfe und der Sozialen Arbeit in den letzten 20 Jahren richtig interpretiere, so kann man zunächst feststellen, daß sie sich in personeller Hinsicht nicht nur ganz beachtlich ausgeweitet und dabei ihr Dienstleistungsangebot gewissermaßen vielfältiger und bunter gemacht hat, sondern daß sie sich - gemessen an den Ausgangsbedingungen Ende der 60er Jahre - nachhaltig verfachlicht, qualifiziert und professionalisiert hat. Dies ist - bei allen darunter sich verborgenden personellen Problemen im Detail - insgesamt eine zweifellos erfreuliche Bilanz. Insofern kann man sogar soweit gehen und behaupten, daß die quantitative und qualitative Entwicklung des Personals in der Jugendhilfe und Sozialen Arbeit der vermutlich markanteste Ausdruck ihrer inneren Veränderung ist.

Diese Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre in Gang gesetzte Personalreform, die in ihrer Entwicklung immer noch nicht an ihr Ende gekommen sein dürfte, ist allerdings nur eine Seite der Medaille. Etwas vereinfacht könnte man vielleicht sagen, daß die Soziale Arbeit auf die an sie herangetragenen Modernisierungsfolgen bislang im wesentlichen mit Personalausweitung reagiert hat, also mit, wenn man so will, Masse statt Klasse. Das heißt natürlich nicht, daß nicht auch konzeptionelle Veränderungen in Gang gesetzt worden wären oder das Ausbildungsniveau des Personals im Schnitt und in den »Spitzen« sich nicht deutlich verbessert hätte. Denn vor allem diese Entwicklung berechtigt zur Hoffnung, daß der beschrittene Weg mit genügend personeller und fachlicher Kompetenz fortgesetzt werden kann.

Die Behauptung und Vermutung ist jedoch, daß die Soziale Arbeit vor einer Schwelle steht, hinter der sie es sich nicht mehr folgenlos wird leisten können, nur quantitativ zu expandieren, ohne sich zugleich auch qualitativ weiter zu entwickeln. Sie steht ansonsten in der Gefahr, an den Folgen ihres eigenen Wachstums zu kollabieren. Deshalb scheinen mir sowohl organisatorische wie inhaltliche, kurz: strukturelle Reformen notwendig.

Vermutlich alle gesellschaftlichen Bereiche haben anfänglich auf neue Probleme und Bedarfslagen mit quantitativer Ausweitung, mit Expansion reagiert. Das war zunächst in der Industrie so, das war aber auch so in der Schule, im Gesundheitswesen oder in den öffentlichen Verwaltungen. Und die entsprechenden Rationalisierungswellen der Industrie, die durch den Konkurrenzkampf auf den Warenmärkten hierzu früher und existentieller genötigt worden ist, wurden auch stets mit der angemessenen Empörung begleitet (obgleich sie sich im nachhinein nicht immer als falsch erwiesen haben). Dabei ist es für die Soziale Arbeit vorerst auch beruhigend zu wissen, daß sie als eine Form der »personenbezogenen sozialen Dienst-

leistung« auch nicht beliebig rationalisierbar ist, also immer mehr oder minder personalintensiv bleiben wird.

Aber: Läßt sich die ambivalente Mutmaßung, der sich vor allem die Wohlfahrtsverbände ausgesetzt sehen, die sich aber rasch auf die gesamte Soziale Arbeit ausdehnen kann und demzufolge in diesem »Non-Profit-Bereich« ein »funktionaler Dilettantismus« vorherrsche, substantiell, also mit Argumenten und Fakten und nicht nur mit moralischer Entrüstung entkräften (Seibel 1992) Zu sehr ruht sich die Soziale Arbeit auf ihrem Wachstum und den ihr geläufigen und gewohnten Konzepten und Prinzipien aus, zu sehr wird neuen Anforderungen mit alten Antworten begegnet, zu wenig werden tabuisierte alternative Denkmuster ernsthaft in Erwägung gezogen. Dies läßt sich auf zwei Ebenen konkretisieren.

a. Eine organisationsbezogene Strukturreform der Sozialen Arbeit kann sich indessen nicht auf eine kosmetische (und vor allem nachträgliche) Korrektur ihres Personals beschränken, ohne die anderen Ebenen konsequent mit einzubeziehen. Mit anderen Worten: Hochqualifiziertes Personal in inadäquaten Organisationsstrukturen wäre eine halbierte und relativ wirkungslose Reform. Die Soziale Arbeit muß infolgedessen in einem umfassenden Sinne - also auch institutionell - ihre eigenen Schwachstellen ausfindig machen, muß sich darüber klar werden, wo Traditionen zur bloßen Gewohnheit verkommen sind, ohne substantiell die fachliche Entwicklung zu fördern, wo Tabuisierungen andere, verbesserte Organisationsformen und Fachlichkeitserfordernisse verhindern, wo sachfremde Trägerinteressen eine moderne und bedarfsgerechte Soziale Arbeit konterkarieren, kurz: wo sozialpädagogische Fachlichkeit nicht zum Maßstab einer qualifizierten Jugendhilfe und Sozialen Arbeit gemacht wird.

Dabei scheint die besondere Logik des sogenannten »dritten Sektors« viele Einrichtungen und ihre Träger vor einem Reformzwang zu schützen, um sie jedoch zugleich ungewollt in eine Modernisierungsfalle zu locken: Sie nicht marktgerecht verhalten zu müssen, entledigt die Träger und Einrichtungen eines offenkundigen und direkten Konkurrenz- und Leistungsdruckes; nicht in einen weisungsbefugten, zentralisierten Organisationskomplex, etwa einer Konzernstruktur oder ein Ministerium eingebunden zu sein, ermöglicht diesen sozialen »klein- und mittelständischen Betrieben« eine eigenständige, ggf. auch eigensinnige, in jedem Fall aber nicht notwendig abgestimmte und koordinierte Entwicklung in den Nischen vor Ort. Oder anders formuliert: Es gibt keinen funktionierenden und regulierenden Markt, es gibt aber auch keine kontrollierende und korrigierende Fachinstanz, die sozusagen als anerkannte Sachautorität aufgrund ihrer Kompetenz auch weisungsbefugt, zumindest Orientierungsmaßstab wäre. Dieser »Mangel« setzt im Grunde genommen noch mehr als in anderen Bereichen voraus, daß eine verantwortliche, rationale und fachliche Selbstregulation in den einzelnen Einrichtungen existiert und auch funktioniert. Veränderungen und Verbesserungen müssen also einrichtungsintern ausgelöst werden, da eine umfassende Reform angesichts der Zersplitterung und der fehlenden »Generalvollmacht« einer übergeordneten Instanz, angesichts also eines fehlenden »Gesamtsubjekts« somit fast nicht mehr vorstellbar ist und zudem an der Spitze, in den »Funktionseliten« vieler sozialer Organisationen immer noch nicht die erforderliche sozialpädagogische Fachlichkeit angemessen vertreten ist.

Derartige Überlegungen lassen die Notwendigkeit einer dauerhaften und klugen Selbstbeobachtung in der Sozialen Arbeit künftig als noch unabweisbarer erscheinen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie selbstverständlich mittlere Industriebetriebe Geld, z.T. viel Geld ausgeben für regelmäßige Marktanalysen, Produktpräsentationen, betriebsinterne Schwachstellenforschung, unerkannte Rationalisierungsreserven, neue Perspektiven eröffnende Forschungen und ein gut bezahltes Führungsmanagement. Und es fällt immer wieder auf, wie selbstverständlich diese Betriebe mit der entsprechenden Forschung kooperieren (»Technologiezentren«), diese nutzen, sie in ihrem eigenen Interesse fördern und auf Innovation bedacht sind und somit Wissenserzeugung als Chance begreifen. Demgegenüber muß man das Feld der pädagogischen und sozialen Dienste als geradezu forschungs- und selbstbeobachtungsresistent bezeichnen. Dies scheint mir ein bislang viel zu wenig beachtetes Defizit zu sein:

-Kein wissenschaftliches Institut, das regelmäßige Aufzeichnungen, Auswertungen und intelligente Interpretationen für das unübersichtliche und verzweigte Gesamtfeld der Sozialen Arbeit von sich gibt;

-kein Instrument, das bislang in der Lage wäre, die Soziale Arbeit kontinuierlich mit gesicherten Fakten und erhellenden Informationen über sich selbst zu versorgen (man muß sich dazu nur einmal die Jugendberichte und ihre Ressourcen vor Augen führen - und dies etwa im Vergleich zu anderen Ministerien und ihren regelmäßigen Berichten);

-kein Organ, das regelmäßig Kontinuitäten und Wandel der Sozialen Arbeit beobachtet und kommentiert mit Blick auf Personal, Organisationen, Finanzen, Aufgaben, Konzepte, Wirkungen etc.;

-kein großer Träger, der präzise über sich selbst Auskunft geben kann, der also nicht nur mit einer »Firmenphilosophie«, sondern mit präzisen Bilanzen über die wichtigsten Bestandteile seiner Arbeit aufwarten kann (die Wohlfahrtsverbände sind z.B. bis heute nicht willens oder in der Lage differenzierte, regelmäßige Aussagen über die Personal- und Finanzstruktur ihrer Mitgliedseinrichtungen vorzulegen);

-und ich kenne auch keine wichtige Institution der Sozialen Arbeit, die es sich bislang ernsthaft leistet oder wenigstens verbal mit Nachdruck fordert, eine eigene Forschungs- und Entwicklungsabteilung zu unterhalten bzw. aufzubauen interessant ist in diesem Zusammenhang der Vorschlag des 8. Jugendberichtes, einen festen 3%-Anteil der Aufwendungen in der Jugendhilfe für entsprechende Forschungsaufgaben abzuzweigen und darin zu reinvestieren; (Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit 1990).

Dieses Defizit an kontinuierlicher Selbstbeobachtung der Sozialen Arbeit scheint mir umso gravierender, wenn man sich die obige Entwicklung der Personalstruktur vor Augen hält, also ein immens gewachsener Teilarbeitsmarkt, der seine eigene Entwicklung nicht mehr überblickt und in dieser Unübersichtlichkeit keinerlei Gewähr dafür hat, daß er nicht permanent falsche Strukturentscheidungen trifft (oder richtige versäumt). Die inzwischen unbestreitbar erreichte Größe und Vielschichtigkeit der Sozialen Arbeit und ihr ebenfalls unübersehbarer faktischer Bedeutungszuwachs erfordert in der Zukunft jedenfalls andere und zusätzliche Instrumente einer institutionalisierten Form der Beobachtung, Planung und Koordination.

b. Derartige Überlegungen korrespondieren mit einer verstärkten fachlichen und inhaltlichen Autonomie als Anspruch und Notwendigkeit zugleich. Ohne diese inhaltliche Autonomie kann die Soziale Arbeit sich nicht weiterentwickeln, sozusagen keine eigene Identität und keinen eigenständigen »sozialpädagogischen Blick« entwickeln. Ohne das Recht der autonomen personellen Selbstergänzung bis in die Spitzen der sozialen Dienste und der Orte wissenschaftlicher Forschung und Lehre hinein - was beispielsweise für die Justiz ebenso selbstverständlich ist wie für das Gesundheitswesen - wird die Soziale

Arbeit jedoch nicht jene fachliche Dynamik entfalten können, die sie zur Bewältigung der ihr zugemuteten Aufgaben dringend benötigt. Allerdings setzt diese Forderung auch den glaubwürdigen Nachweis des kompetenten Umgangs mit den oben genannten Punkten voraus, also innere Reformfähigkeit, Fähigkeit zur intelligenten Selbstbeobachtung, zur Selbstkritik und Selbstveränderung. Und es setzt auch einen eigenverantwortlichen und inhaltlich zu begründenden Umgang mit der gesellschaftlich zugestandenen Autonomie voraus. Hierin wird vor allem eine Herausforderung für die wissenschaftliche Soziale Arbeit in der Zukunft liegen.

Und vor diesem Hintergrund scheint die Soziale Arbeit z.Zt. wieder einmal inhaltlich mit den falschen Antworten auf die richtigen Fragen und vor ihr liegenden Probleme zu reagieren: -mit dem Rückgriff auf das KJHG als »Theorie- und Orientierungsersatz« auf der einen Seite sowie -mit »Sozialmanagement« anstelle konsequenter organisatorischer und logistischer Struktur-reformen sowie qualitativ verbesserter Erstausbildungen auf der anderen Seite.

Ein Gesetz kann »Fachlichkeit« nur beflügeln oder behindern, diese aber nicht erzeugen. Und wenn ich sehe, wie hilflos, sprich: standpunktlos die Jugendhilfe diesem Gesetz alles in allem gegenübersteht und bestenfalls immanent darauf reagiert, dann habe ich nicht viel Hoffnung, daß dahinter doch noch eine eigenständige fachliche Konzeption einer qualifizierten Sozialpädagogik zum Vorschein kommt. Und ein sozialpädagogischer Zugang zur Jugendhilfe darf sich demzufolge auch nicht wundern, daß vielfach »juristische oder therapeutische Diskurse« die sozialpädagogischen Debatten unerschwinglich durchziehen und einen eigenständigen sozialpädagogischen Blick überwuchern.

Oder: Wenn ich beobachte - mein Blick mag mich trügen -, wie derzeit viele AFG-gestützten Fort- und Weiterbildungsanbieter in Sachen sozialer Berufe (einschließlich der großen freien Träger) in alle Richtungen den Rettungsanker »Sozialmanagement« auswerfen und mit modisch zusammengebastelten »Nachqualifizierungsangeboten (Marke West)« den gesamten sozialen Sektor durchziehen, ohne sich wirklich ernsthaft mit Fragen eines modernen betriebswirtschaftlichen Managements und seinen vielleicht schmerzhaften Folgen für die gegenwärtige Kultur der sozialen Organisationen auseinandergesetzt zu haben, geschweige denn zuvor eine präzise Bestandsaufnahme über den Zustand der Sozialen Arbeit erstellt und diese dann konsequent bedacht zu haben, dann weiß ich manchmal nicht so recht, wer hier eigentlich wen qualifizieren soll.

Ich kann nicht erkennen, wie die sozialen Dienste damit auf Dauer in punkto Fachlichkeit und Professionalität vom Kopf auf die Füße gestellt werden sollen, zumal die in die andere Richtung zielende und relativ naheliegende Konsequenz einer neuen Grundsatzdebatte um das künftige Profil und Niveau einer anspruchsvollen und bedarfsgerechten Erstausbildung, die das Problem noch am ehesten an der Wurzel angehen könnte, jedenfalls in diesem Zusammenhang und auch an keinem anderen Ort auf die Tagesordnung gesetzt und mit gleicher Energie angegangen wird.

Therapie, Recht und Gesetze sowie neuerdings Management und Organisationsentwicklung anstelle zunehmender sozialpädagogischer Fachlichkeit und eines eigenständigen »sozialpädagogischen Blicks« als Antworten auf die Modernisierungserfordernisse der Jugendhilfe und Sozialen Arbeit: dies markiert einmal mehr das Dilemma einer nach wie vor defizitären sozialpädagogisch-fachlichen Autonomie - die Antworten kommen denn auch folgerichtig immer »von außen« (also aus dem Horizont anderer Fachgebiete und Disziplinen).

Der hier in den Mittelpunkt gestellte Umbruch hat somit mindestens fünf vor sich liegende Herausforderungen: 1. eine quantitativ orientierte Fachkraftoffensive zur Vermeidung eines erneuten Personalmangels und einer fatalen Dequalifizierung, 2. qualitative Reformen und Weiterentwicklungen unzureichender Erstausbildungen, 3. organisatorische Strukturreformen, um der Fachlichkeit auch in der Praxis zum Durchbruch zu verhelfen, 4. eine verbesserte Institutionalisierung von intelligenter Beobachtung und Selbstbeobachtung der Praxis Sozialer Arbeit sowie 5. die Weiterentwicklung eines eigenständigen und selbstbewußten »sozialpädagogischen Blicks« als inhaltliche Formierung einer eigenständigen Sozialen Arbeit, die ihren Namen verdient.

Erst dann, wenn eines Tages in der Öffentlichkeit und in den Medien in einem Atemzug nicht nur MedizinerInnen, PsychologInnen, JuristInnen, sondern eben auch SozialpädagogInnen oder SozialarbeiterInnen nach ihrer Einschätzung zu einem sozialen Ereignis gefragt und dabei auch gleichberechtigt zur Kenntnis genommen werden, erst dann wird die Soziale Arbeit mit ihrer Sichtweise jene Autonomie erlangt haben, die sie eigentlich aufgrund ihrer Größe und Bedeutung heute schon dringend benötigt.

Literatur

Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hrsg.),

Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe, Bonn 1990.

MATAB: Materialien aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung: Sozialpädagogen - Integrationsprobleme am Arbeitsmarkt, Heft 3, Nürnberg 1990.

Rauschenbach, Th.: Jugendhilfe als Arbeitsmarkt. Fachschul-, Fachhochschul- und UniversitätsabsolventInnen in sozialen Berufen, in: Sachverständigenkommission 8. Jugendbericht (Hg.), Jugendhilfe - Historischer Rückblick und neuere Entwicklungen, Materialien zum 8. Jugendbericht (Band 1), München 1990, S. 225-297.

Rauschenbach, Th.: Fachkräfte in der Jugendhilfe. Bilanz einer vernachlässigten Erfolgsgeschichte, in: Wiesner, R./Zarbock, W.H. (Hg.), Das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) und seine Umsetzung in die Praxis, Köln u.a. 1991, S. 401-428.

Rauschenbach, Th.: Sind nur Lehrer Pädagogen? Disziplinäre Selbstvergewisserungen im Horizont des Wandels von Sozial- und Erziehungsberufen, in: Zeitschrift für Pädagogik, 38. Jg., 1992, Heft 3, S. 385-417 (a).

Rauschenbach, Th.: Helfer gesucht - Bedeutung der MitarbeiterInnen in der Erziehungshilfe, Vortrag beim ev. Fachverband für Erziehungshilfen in Westfalen-Lippe, Hagen 1992 (b).

Rauschenbach, Th.: Gesucht: Eine neue Kultur des Sozialen. Qualitätsstandards und Qualitätssicherung in der Sozialen Arbeit in Ost und West, in: Sozial extra, 1992, Heft 10, S. 2-6 (c).

Rauschenbach, Th.: Sind die sozialen Berufe auf dem Weg zur Deprofessionalisierung? KJHG, Tarife und neue Bedarfslagen im Spiegel sozialpädagogischer Fachlichkeit, in: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, 73. Jg., 1993, Heft 3, S. 99-106.

Seibel, W.: Funktionaler Dilettantismus. Erfolgreich scheidende Organisationen im »Dritten Sektor« zwischen Markt und Staat, Baden-Baden 1992.

Thiersch, H.: Das sozialpädagogische Jahrhundert, in: Rauschenbach, Th./Gängler, H. (Hg.), Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft, Neuwied 1992, S. 61-80.

Wissenschaftsrat: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zu den Perspektiven der Hochschulen in den 90er Jahren, Köln 1988.

Wissenschaftsrat: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Lehrerbildung in den neuen Ländern, Düsseldorf 1991.

Zacher, H.F.: Fachhochschulen für Sozialwesen in freier Trägerschaft, in: Caritas, 93. Jg., 1992, Heft 4, S. 174-183.